

Raphael Sanzio.



Ein Porträt von Raphael, im Louvre zu Paris.

Die Illustrierte Welt hat in ihrem ersten Jahrgang bereits das Porträt und die Biographie des unsterblichen Meisters gebracht: heute legt sie ihren freundlichen Lesern eines der schönsten Werke von des Künstlers Hand vor, welches die Galerie des Louvre zu besitzen so glücklich ist. Vergleichen wir jene und diese Züge, so streifen wir vielleicht mit der Vermuthung, daß dieses Bild des Meisters eignes Porträt sei, an der Wahrscheinlichkeit an. Der Leser möge uns vergönnen, an das reizende Bild die vortreffliche Charakteristik Raphaels von Gothe anzuknüpfen: in wenigen Worten ist hier der Werth des großen Malers zusammengefaßt. „Die Höhe der raphaelischen Meisterschaft möchte ich am liebsten durch das günstige Maß und den glücklichen Einklang bezeichnen, zu dem sich bei ihm allein alle Richtungen und Gegensätze durchdrin-

gen, um welche es sich vor ihm in der italienischen Malerei gehandelt hatte. Die menschliche Individualität des Charakters und der Ausdruck der damit versöhnbaren Heiligkeit; Buße und Befriedigung; sanfte Demuth, und seliges Glück; Hoheit und Grazie, Adel und Lieblichkeit, die Plastik der Alten und die Gemüthsstärke des Christenthums, Naturstudium und schöpferische Phantasie, die ausgebildet sichere Zeichnung ebenso individuell charakterisirender, als gesetzmäßig normaler Formen, und die Kraft und Feinheit des malerisch beseelenden Colorits, Symmetrie der Gestalten, Stellungen und Bewegungen und freie Lebendigkeit; Fülle der Figuren und Gruppen und klar durchgreifender Zusammenhang; fester Rhythmus und fließende Melodie. Die ursprünglich harmonische Gabe, alle diese Seiten nicht nur zusammenzufassen, son-

bern in müheloser Freiheit zu einer Verschmelzung in einander zu weben, gibt seinen Werken jenen künstlerischen Nimbus der Vollendung, welcher so lange und oft Künstler wie Raimi verlockt hat, Raphael als höchsten Gipfel aller Malerei zu erheben. Diesem Gleichmaß strebte er in seiner seeleninnigen Jugend unschuldsvoll mit zarter Scheu entgegen, und er verliert es selbst dann nicht, als ihn der riesige Geist des Michel Angelo mit sich auf neue Bahnen fortreißt. In jeder einseitigeren Tiefe, in Großheit und Energie der Auffassung, Charakteristik und Bewegung, in bunter Lebensfülle, in Indernder und doch gezügelter Gluth der Phantasie, in Kühnheit der Wagnisse und triumphreichem Siege, in Muth der Gegensätze und Macht ihres Einklangs und hauptsächlich in dem reichen Kreise von Vorzügen, in welchen die Malerei sich als geschlossene Kunst von der Bildhauerei abscheidet und in Formen und Farben mit dem Seelenlaut der Töne zu wetteifern beginnt, ist Raphael vielseitig übertroffen."

Die Brant des Schmugglers.

(Fortsetzung.)

Während der nächsten paar Wochen sah und hörte man nirgend etwas von Giovanni, so daß sich die Schmuggler mit dem Gedanken schmeickelten, sie haben ihn, als sie nach dem Falle Anselmo's ihre Gewehre auf den Gipfel des Compino abgeschossen, tödtlich verwundet. Inzwischen zog Mostaccino allnächtlich mit Waaren über die Grenze, und vergrößerte nach und nach den Umfang seines Gewerbes, das er nun für seine eigene Rechnung betrieb.

In einer Nacht war Mostaccino, nachdem er bis ein Uhr Morgens vergeblich auf Sfroza-Gesu gewartet hatte, mit seinen Leuten nach den Höhen ausgezogen, nicht wenig beunruhigt durch das Ausbleiben seines treuen Anhängers, der, seitdem er in die Dienste der Familie Sarti getreten war, noch nicht ein einziges Mal auf dem Sammelplatz erschienen war. Aber auch in dieser Nacht sollte Sfroza-Gesu nicht an der Seite seines Anführers fehlen, denn Mostaccino hatte mit seinen Leuten nur erst den dritten Theil des Wegs zurückgelegt, als Sfroza-Gesu auf ihn zukam. „Wo zum Teufel kommst Du denn her?“ frug ihn Mostaccino mit einem halb strengen, halb scherzhaften Tone. — „Aus der Weinschenke. Ich hatte eine Idee, die ich verfolgen wollte; Du weißt, wenn ich Etwas habe, das mich plagt, so kann ich nicht müßig bleiben! . . .“ — „Wohl; aber Du hast uns um eine ganze Stunde gebracht.“ — „Was ich Dir zu sagen habe, wird Dich diese Stunde nicht bereuen lassen. Rathe, Mostaccino, mit wem ich diesen Abend getrunken habe?“ — „Ich bin kein Herrenmeister, Sfroza-Gesu; aber sollte es zufällig die schöne Bäckerin sein, die Du schon so lange gern siehst?“ — „An die habe ich heute Abend nicht einmal gedacht. Nein, mit Giovanni habe ich getrunken.“ — „Und Du sagst nicht Basta?“ rief Mostaccino, indem er plötzlich stehen blieb und seine Arme über die Brust kreuzte. — „Ich habe mich wohl gehütet, bei Gott! Unser Dämon ist vollständig verändert.“ — „Verändert?“ wiederholte Mostaccino mit Achselzucken, dann fuhr er fort, indem er seinen Weg fortsetzte, „wie verstehst Du das?“ — „Ich versichere Dich, daß er nicht mehr derselbe Mensch ist, der er noch vor vierzehn Tagen war. Er bereut aufrichtig

alles Böse; was er Deiner Familie zugefügt hat. Er will uns in Ruhe lassen.“ — „Das wäre sehr gut; aber ich glaube nicht daran!“ — „Es ist doch so! Eine tüchtige Wunde hat ihn zwei ganze Wochen auf's Lager geworfen, und in zwei Wochen, die man krank im Bett liegt, stellt man allerhand Betrachtungen an. Davon weiß ich zu reden. Eine unserer Kugeln hat dieses Wunder bewirkt. Er hat mir sein heiligstes Wort gegeben, daß er seine Rache nicht weiter verfolgen werde . . .“ — „Um so besser für ihn.“ — „Und auch für unsere Geschäfte. Ich wäre ihm beinahe um den Hals gefallen, als ich ihn so reden hörte. Ja noch mehr. Er wünscht eifrig, sich zu versöhnen . . .“ — „Mit wem?“ frug Gaetano, indem er die Stirne runzelte. — „Er möchte“, erwiderte Sfroza-Gesu, eingeschüchtert durch die zornige Stimme, mit welcher sein Anführer diese Frage ihm entgegengehalten, „er möchte, daß die Geschäfte ihren Gang nehmen, wie früher.“ — „Das ist etwas Anderes“, bemerkte hierauf Mostaccino mit Ruhe. „Dann hättest Du Dich mit ihm verständigen sollen. Du weißt ja, daß ich mit Allem, was Du thust, zum Voraus einverstanden bin.“ — „Ja . . . nämlich . . .“ stotterte Sfroza-Gesu, „er wünschte darüber mit Dir unmittelbar zu verhandeln.“ — „Nie!“ rief Mostaccino. „Wenn er dies als Bedingung setzt, wird aus der Sache nichts! Kein Wort weiter!“ fügte Mostaccino hinzu mit einem Tone, der keine Entgegnung zuließ. „Ich könnte mich stellen, als sähe ich diesen Menschen nicht, wenn wir ihn begegnen, aber sollte ich ihn auf meinem Wege treffen, wenn ich allein bin . . . dann möge er sich wohl in Acht nehmen!“ — „Wenn es so steht, so werde ich selbst noch einmal einen Versuch machen. Er hat mich auf heute Abend um halb fünf Uhr auf den Gipfel des Compino bestellt.“ — „Gehe nicht hin, Unglücklicher! das ist ein Hinterhalt.“ — „Gewiß nicht! Wenn Du so, wie ich, zwei Stunden mit Giovanni gesprochen hättest, so würdest Du ihn nicht mehr eines Verrathes fähig halten!“ — „Sfroza-Gesu! ich kann Dir nicht befehlen, aber als Freund rathe ich Dir, bitte ich Dich, bleibe von dem Stelldichein weg. Wenn dieser Mensch wirklich zur Erkenntniß gekommen ist, so wird er eine andere Gelegenheit finden, sich mit Dir zu besprechen. Warum denn so ohne allen Nutzen Dein Leben auf's Spiel setzen?“ — „Glaubst Du denn, daß ich mich vor ihm fürchte?“ — „Gewiß nicht; aber wenn er Dich verrätherisch überfällt, was hilfst Dich dann Dein Muth?“ — „Ich werde auf meiner Hut sein; und zudem — ist denn mein Leben so kostbar, daß ich so große Sorge darum tragen sollte?“ — „Hartnäckiger!“ — „Was haben wir heute Nacht?“ frug nun Sfroza. — „Tausenderlei Sachen, Lächer, Cachemirs, Seidenzeuge für den Patron, Spitzen und Goldwaaren für meine Rechnung. Wenn ich jede Nacht so gute Geschäfte machen würde, wie heute, so könnte ich in einem Monat meine Kundschaft und den Befehl über meine Leute an Dich abtreten; dann würdest Du wohl Dein Leben ein wenig mehr lieben.“ — „Ja, weil ich dann auf die Hand meiner Bäckerin Anspruch machen könnte.“ — Indem er auf diese Weise mit seinem Kameraden über ihre lachende Zukunft weiter plauderte, kam Mostaccino in Como an. Dort überlieferte er die Waaren den Käufern, die sie bei ihm vorausbestellt hatten, ließ sich für seine eigenen Waaren den Kaufpreis, für die des Patrons aber einen Empfangsschein geben, und verständigte sich mit seinen Austraggebern über die in der folgenden Nacht auszuführende Expedition; dann entließ er seine Leute und machte sich auf den Weg, der ihn zum

See führte. — Es schlug Drei auf der Uhr von Como, als Gaetano seinen Kahn bestieg. Die Nacht war kalt, aber schön. Der Mond verbarg sich hinter den Bergen, aber ein klarer, sternenheller Himmel ließ das Mondeslicht nicht vermissen. Jedesmal, so oft auch Mostaccino über den See schiffte, entdeckte er wieder neue Schönheiten an diesem seinem lieben See; er hätte gern sein ganzes Leben auf den schönen, durchsichtigen Wellen zugebracht. In dieser Nacht machte sich Mostaccino in Folge der Unterhaltung, die er mit Sfroza-Gesu gehabt, eine Freude daraus, Lustschlösser zu bauen, und vergaß sich dabei so, daß er sich bei plötzlichem Umschauen zu seinem Erstaunen in gleicher Linie mit Cernobbio fand. Diese Entdeckung störte aber seine gute Laune nicht; ohne sich mehr als gewöhnlich zu beeilen, ruderte er zurück in der Richtung gegen den Compino und sang dazu ein fröhliches Lied.

Als Gaetano den zweiten Vers seines Liedes beendet hatte, wandte er sich um, weil er ein Geräusch vernahm; ein Fischernachen kam auf ihn zu, in welchem ein einziger Schiffer saß; Gaetano rief ihm zu: „Gute Nacht!“ Dieser erwiderte mit starker, anscheinend verstellter Stimme: „Gute Nacht, junger Mann, singt nur weiter, Ihr werdet so jung nicht wieder singen!“

Und Mostaccino begann sein Lied wieder, er hatte aber kaum eine Strophe beendet, als er mit einem schweren Körper einen Schlag auf den Schädel erhielt, während gleichzeitig das Wort „Basta!“ durch die Nacht hin gellte. Mostaccino stürzte in die Kniee, ein zweiter Schlag mit dem Ruder warf ihn vollends zu Boden; jetzt beugte sich sein Angreifer vor und stemmte sich gegen den Rand seines Schiffes, daß es umschlug.

Hierauf legte Giovanni, denn er war es, seine Arme übereinander und beschaute die Oberfläche des Sees, bis sie wieder ruhig wurde, dann entfernte er sich mit seinem Nachen, indem er das Lied, das Mostaccino gesungen hatte, wiederholte.

V.

Die letzte Nacht.

Es war Morgens sechs Uhr, und noch herrschte die tiefste Dunkelheit. Der Wind heulte in dem engen Thale, in dessen Mitte die Osteria del gallo lag.

Madalena saß bei dem Bette ihres Vaters; ihr Gesicht in den Händen bergend, weinte sie seit zwei Stunden still vor sich hin, denn Gaetano, der regelmäßig gegen vier Uhr in die Osteria zurückkehrte, war noch nicht erschienen.

Der Kranke erwachte und frug seine Tochter mit schwacher Stimme: „Warum weinst Du, mein Kind?“ — „Gaetano ist noch nicht zurück,“ gab das Mädchen, ohne den Kopf zu erheben, schluchzend zur Antwort. — „Wie viel Uhr ist es?“ — „Sechs Uhr.“ — „Immer neues Unglück!“ rief Luigi seufzend aus. — Madalena gab keine Antwort. Nach einer kleinen Pause frug der Kranke:

„Madalena, spürst Du nicht auch Rauch im Zimmer?“ Das Mädchen erhob lebhaft den Kopf und fand sich zu ihrem großen Erstaunen in eine Atmosphäre gehüllt, in welcher das Athmen mit jedem Augenblick beschwerlicher wurde. Sie eilte an's andere Ende des Zimmers und öffnete das Fenster. Das ganze Haus war von einer dichten Rauchwolke eingehüllt, und durch den düstern Schleier sah Madalena wenige Schritte vom Hause entfernt einen

Mann mit gekreuzten Armen an einen Baum gelehnt im Felde stehen. Es war ihr alsbald klar, daß dieser Mann kein anderer sei, als Giovanni, und daß der Rauch, welcher das Haus erfüllte, mit der Anwesenheit dieses Menschen in einer erschreckenden Beziehung stehen müsse. Ein Schrei des Entsetzens entrang sich ihrer Brust; ohne aber ihrem Vater ihre Befürchtung mitzutheilen, eilte Madalena in ein anderes nach der Hinterseite der Osteria gehendes Zimmer und öffnete dessen Fenster. Sie hatte sich in ihren Vermuthungen nicht getäuscht; in demselben Augenblick, als sie aus dem Fenster sah, kam das Feuer auf dieser Seite des Gebäudes zum Ausbruch, der Rauch machte einer breiten Flamme Platz, welche in Schlangenlinien in die Lüfte emporstieg. Madalena hatte schon den Mund geöffnet, um nach Hilfe zu rufen, aber der Gedanke, daß ihr Hilfschrei in dieser Einöde außer ihrem kranken Vater nur von jenem Menschen gehört werden könnte, welcher wohl diesen Hilferuf als Signal erwartete, um sich auf seine Beute zu stürzen, ließ sie alsbald wieder ihre vom Schrecken bleichen Lippen schließen. Madalena überzeugte sich, daß der Dolch Anselmo's noch in ihrem Busen verwahrt war, dann ging sie zu dem in dem Hausflur befindlichen Brunnen und schöpfe Wasser, eilte damit in das Zimmer zurück, von dem aus sie die Flamme hatte aufschlagen sehen, und schüttete Wasser auf das schon in hellen Flammen stehende Dach des an das Haus angebauten Heuschobers; allein der Brand spottete der von Madalena mit heldenmüthiger Kaltblütigkeit gemachten Anstrengungen. Plötzlich drang ein verzweiflungsvoller Schrei an das Ohr des jungen Mädchens; es war die Stimme Luigi's. Madalena warf einen letzten Blick auf die nicht mehr zu bezwingenden Flammen und eilte dann zu ihrem Vater. Luigi war auf sein Lager festgebunden, und machte vergebliche Anstrengungen, sich loszurufen; vor ihm stand Giovanni und betrachtete den Unglücklichen mit höhnischem Lächeln. Madalena ging auf das Bett ihres Vaters zu, um ihn von seinen Banden zu befreien, aber Giovanni hielt sie zurück, faßte sie mit den Armen um den Leib, hob sie wie eine Feder in die Höhe, stieg schnell die Treppe hinab, öffnete mit einem heftigen Fußtritt die Thüre der Osteria, und verließ sofort mit seiner Beute das Haus, in welches er durch das von Madalena offen gelassene Fenster eingestiegen war.

Eine halbe Stunde später trat Giovanni in ein auf der Anhöhe gelegenes Haus, und legte dort das ohnmächtige Mädchen auf sein Bett nieder. Nachdem er hierauf seine Lampe, seine Pfeife und das Feuer im Kamin angezündet hatte, setzte sich Giovanni mit einer erschreckenden Ruhe vor dem Kamin nieder, legte die Füße übereinander und sprach, indem er eine dicke Rauchwolke aus seiner Pfeife zog, leise vor sich hin: „Jetzt endlich bin ich bei der letzten Nacht angelangt!“

Dann legte er sich wie zu tiefem Nachdenken in seinen Stuhl zurück und begann folgendes Selbstgespräch:

„Den Alten, den Mörder meines Vaters, habe ich zusammengebrochen; der Knabe ist von einer Kugel mitten in die Brust getroffen; den Bräutigam habe ich niedergeschlagen und in dem See ertränkt; den Vertrauten Sfroza-Gesu, der so einfältig war, in meine Falle zu gehen, habe ich erdolcht. . . Bleiben noch der Vater und die Tochter übrig. . . der Vater röstet zu dieser Stunde auf seinem Bette. . . und die Tochter, die Tochter ist hier in meiner Gewalt! . . Gott selbst kann mir diese meine letzte Beute nun nicht mehr entreißen! In Einer Stunde werde ich vollständig gerächt sein! . . Glender! das ist der Name, mit

dem sie mich bezeichnete . . . wir wollen sehen, ob sie nicht bald einen andern Namen finden wird, um mich anzusehen, wie man zu Gott steht . . . Geduld! . . .“

Er schwieg eine Zeitlang, dann sprang er plötzlich mit dem Ausrufe: „wenn sie todt wäre!“ von seinem Stuhle auf, eilte an das Bett und legte seine Hand auf das Herz des Mädchens. Ein entsetzliches Lächeln zog über sein Gesicht. Madalena athmete noch.

Nun nahm Giovanni seine Lampe, beleuchtete damit das Gesicht seines Opfers und betrachtete es lange Zeit unabgewandt. Endlich stellte er die Lampe wieder auf den Tisch und nahm seinen früheren Platz vor dem Kamin ein, wo er das Feuer mit der Zange unter einander zu werfen begann. Nach einer längeren Pause setzte er sein Selbstgespräch fort: „Giovanni! keine Kindereien, bei der heiligen Jungfrau! du wirst doch nicht Halt machen, weil dieses Mädchen schöner ist, als du geglaubt? du wärest ein feiger, ein ehrvergessener, ein entarteter Sohn! Muth! Muth! du darfst nicht schwanken!“ Er barg sein Gesicht in seine Hände; nach einem Augenblick erhob er es wieder und fuhr fort: „Giovanni, hast du die Worte vergessen, welche der Mörder deines Vaters in jener Nacht, in der du ihm unbemerkt gefolgt bist, an dem Kreuze gesprochen hat, das den Ort bezeichnet, wo sein Sohn begraben liegt? — „Ich habe dich gerächt, mein Kind,““ sagte er, „ich habe Deinen Mörder an den Füßen in einem unterirdischen Gewölbe aufgehängt und dort tausend Qualen erdulden lassen bis zu dem Augenblick, wo der Hunger ihn seine verfluchte Seele aushauchen ließ!““ Welch' schreckliche Marter! Und dein Vater war es, Giovanni, dein Vater war es, der diese Marter erdulden mußte! Und du kannst noch einen einzigen Augenblick zögern? . . . Giovanni! du mußt dich in die Unmöglichkeit versetzen, zurückzuweichen! . . .“ Er erhob sich von Neuem und ging auf sein Opfer zu und zwar mit einer Hast, welche bewies, wie sehr er sich selbst mißtraute. Madalena öffnete die Augen. Giovanni blieb in Verwirrung stehen. Seit den drei Monaten, die er an der Grenze von Chiasso war, hatte Giovanni niemals Madalena in der Nähe gesehen, oder wenigstens hatte er sie nie mit Ruhe betrachten können, und als er jetzt dieses engelgleiche Gesicht sah, schön in seiner Blässe, ruhig und heiter, als ob das Mädchen in süßem Schlummer läge, als er jetzt diese Stirne betrachtete, auf der die reinste Unschuld glänzte, da fühlte Giovanni eine Erregung, die ihm bis dahin unbekannt geblieben war, da überkam ihn unwillkürlicher Schauer, ein Zauber, der seinen Haß, wenn nicht entwaffnete, so doch schwächte.

Doch als Giovanni sah, wie Madalena nicht ängstlich und furchtsam, wie er geglaubt hatte, sondern muthig und voll Entschlossenheit von ihrem Lager herabsprang und ihre Augen mit bitterem Hohn auf die seinigen bestete, da wurde Giovanni aufs Neue von seinem bösen Geiste gestachelt und er trat mit dem festen Entschlusse auf das Mädchen zu, diese Bornesregung zu benützen, um sein eigenes Mitleid zu besiegen. „Nahe dich nicht!“ rief ihm Madalena entgegen; „nahe dich nicht, feiger Mörder!“

Die gebieterische Bewegung Madalena's und der vernichtende Blick, den sie auf Giovanni richtete, machten diesen aufs Neue verwirrt. Er lächelte zwar mitleidig, als er die drohende Haltung Madalena's sah, aber er blieb wie festgenagelt stehen unter dem Einfluß dieses magnetischen Blicks. Er wollte sich nicht gestehen, daß er von Achtung für das Mädchen ergriffen sei, das sich so stark zeigte, er zitterte bei dem bloßen Gedanken, daß er für Madalena

auch nur die geringste Zuneigung fassen könnte, aber er verschlang sie mit den Augen und sog gierig das Gift ein, vor dem er sich fürchtete.

Madalena ihrerseits schien ruhig zu sein; ihre Züge verriethen die heftige Aufregung nicht, in der sie sich befand. Sie hatte Alles verloren, nur ihre Ehre nicht; zum Schutze dieses kostbaren Gutes hatte sie die Verzweiflung angerufen, und so ihre anscheinende Ruhe wieder gewonnen. Nachdem er einige Zeit gegen das noch unbestimmte, aber unwiderstehliche Gefühl angelämpft hatte, das sich seiner zu bemächtigen drohte, gönnte sich Giovanni selbst einen Waffenstillstand und setzte sich abermals vor dem Kamine nieder. Madalena blieb unbeweglich auf ihrem Plage. „Tritt näher,“ sagte Giovanni zu ihr, „Du bist lange ohnmächtig gewesen, du wirst frieren.“ Das Mädchen gab keine Antwort. „Fürchtest Du Dich vor mir? Oder,“ fügte er lächelnd bei, „hoffst Du vielleicht auf Hilfe? Niemand kann zu Deiner Rettung erscheinen. Anselmo ist todt . . .“

„Todt!“ rief schmerzlich das Mädchen.

„Mein Gott, ja. Sforza-Gesu ist todt, Dein Vater ist todt oder stirbt in diesem Augenblicke, Mostaccino liegt auf dem Grunde des See's . . .“

Hier unterbrach sich Giovanni, da er Madalena wanken sah, aber da sie sich noch aufrecht halten konnte, ließ er ihr einige Zeit zur Erholung von diesem fürchterlichen Stoß und fuhr dann fort: „Du siehst also wohl, daß zwischen Dir und mir kein Hinderniß mehr besteht!“ — „Ausgenommen Gott!“ erwiderte Madalena, indem sie ihren Arm zum Himmel erhob. — Giovanni lachte laut auf, und sagte nach einer kleinen Pause: „Ich will, daß Du an meinem Feuer mir zur Seite Platz nimmst. Komm! Ich verlange Gehorsam!“ — Als er sah, daß seine Worte keinen Erfolg hatten, erhob sich Giovanni und rief: „Dann muß ich Dich wohl selbst holen!“ — „Wenn Ihr noch einen Schritt weiter thut, so werdet Ihr auf meinem Blute ausgeleitet!“ entgegnete ihm ruhig Madalena, indem sie den Dolch Anselmo's aus ihrem Busen zog und die Spitze ihrer Waffe gegen ihr Herz richtete. Giovanni wich erschrocken zurück und sank auf seinen Stuhl nieder. Inzwischen war es Tag geworden. Giovanni löschte seine Lampe aus und fing an zu pfeifen . . . Er hatte Furcht! Furcht vor sich selbst, Furcht vor dem Mädchen und für das Mädchen, auf das er nicht mehr seine Blicke zu richten wagte. Er hätte mit der Hälfte seines Blutes den kleinen Dolch bezahlt, den sie in ihrer Hand hielt. Er liebte Madalena! . . . Eine Stunde verfloß in düsterem Schweigen. Madalena beobachtete ihren Räuber: Giovanni schien seine verbrecherische Aufgabe vergessen zu haben. Endlich sagte das Mädchen mit entschlossener Miene zu ihm: „Es ist Zeit, daß wir zu Ende kommen! Was wollt Ihr von mir?“ Giovanni zitterte. Voll Staunen über diese unerwartete Aufforderung erhob er sein Gesicht und begegnete einem strahlenden Blicke, der ihm bis ins Innerste seines Herzens drang. „Wollt Ihr mein Leben?“ fuhr Madalena fort, „ich weiß nicht, was damit beginnen; sagt Ein Wort, nähert Euch um einzigen Schritt, und ich durchbohre mir das Herz. Wenn Ihr ein Weib sucht, werdet Ihr nur einen Leichnam finden! Also entscheidet Euch. Ihr habt die Wahl zwischen meinem Tod und meiner Freiheit.“ — „Oh! niemals!“ rief Giovanni aus. — „Niemals?“ wiederholte Madalena; „wir wollen sehen!“ fügte sie bei, indem sie sich zurückzog, um den Weg zu der Thüre frei zu machen; „und jetzt öffnet diese Thüre und geht hinaus oder ich erschle mich!“ — Giovanni sprang auf und richtete

auf Madalena einen Blick, in dem sich Zorn und Liebe mischten. Das Gesicht des Mädchens war unbeweglich, unbittlich. „Madalena!“ rief Giovanni, der die Stimme seines Herzens nicht mehr bemeistern konnte, „Madalena, ich liebe Dich! Lieber den Tod, als Dich verlieren!“ — Die Tochter Luigi's hob dankend ihre Augen zum Himmel; dann aber lachte sie höhnisch auf und sagte zu Giovanni: „Ich wüßte wohl, daß Du eine Memme bist! Um einen alten Mann zu tödten, brauchtest Du Verrath; um einen Knaben zu morden, hast Du Dich im Dunkeln verborgen; um mich meines Vaters zu berauben, hast Du gewartet, bis er durch langes Leiden erschöpft war. . . . Gestehe, daß Du eine Memme bist! Du hast Furcht vor mir, vor einem Weibe! Und ich, ich troste Dir! Denn ich fürchte Dich nicht!“ — „Madalena!“ flehte Giovanni. — „Deffne diese Thüre!“ — „Nein!“ — „Nein?“ Mit dieser Frage erhob das Mädchen ihren Arm, um sich zu erdolchen.

„Galt' ein!“ rief Giovanni und eilte, die Thüre zu öffnen.

„Gehe hinaus!“ sagte Madalena. — Und Giovanni verließ das Zimmer. — Madalena folgte ihm in einiger

Entfernung, und als sie die Schwelle des Hauses überschritten hatte, schlug sie den Fußpfad ein, der zu der Osteria führte, nachdem sie zuvor ihrem Räuber befohlen hatte, zur Seite zu gehen; dann wandte sie sich gegen ihn und sagte zu ihm: „Folge mir nicht!“ — Giovanni gehorchte abermals.

Sobald sie sich allein sah, dankte Madalena mit Inbrunst dem Himmel, daß er sie aus einer so großen Gefahr errettet, dann setzte sie zitternd den Weg nach ihrer Wohnung fort. Als sie vor der Osteria ankam, sah sie nur noch einen Aschenhaufen.

Sie kniete nieder und betete unter heißen Thränen für das Heil ihres Vaters. —

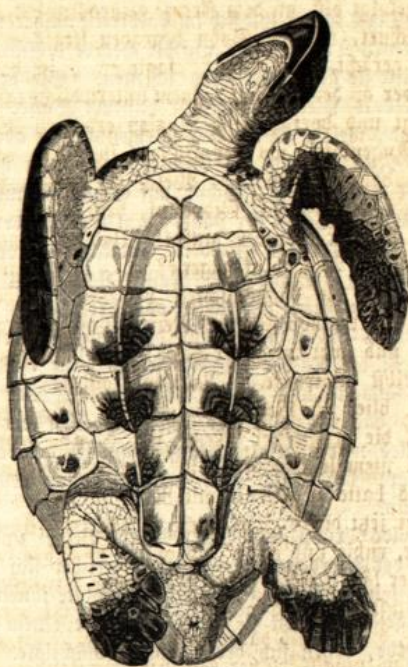
(Schluß folgt.)

Die Carettschildkröte.

Nur drei Schildkröten haben eine Schaafe, welche künstlicher Verarbeitung fähig ist: die Kuanschildkröte, die Seeschildkröte und die Carettschildkröte; alle leben im



Carettschildkröte (*Testudo imbricata*) von oben.



Carettschildkröte von unten.

Meere. Die Letzte von den dreien ist jedoch diejenige, deren Schaafe am häufigsten verwendet wird. Sie ist zwei Fuß lang und unterscheidet sich durch die ziegelförmigen Tafeln auf ihrem Schilde; diese Tafeln sind fahl und braun marmorirt. Sie nährt sich nicht von Fleisch, sondern bloß von Seekräutern, lebt gesellschaftlich, heerdenweise und ist sehr friedlich. In ein cylindrisches Loch legt sie gegen 100 billardkugeln große, runde Eier, scharrt das Loch zu und kehrt ins Wasser zurück. Wenn sie ans Land geht, wird sie gefangen. Man wirft sie mit Hebeisen um; dabei muß man sich jedoch vor den Schlägen, die sie mit den Vorderfüßen sehr kräftig ausführt, in Acht nehmen; auch ihrem Schnabel darf man nicht zu nahe kommen, weil sie fürchterlich beißt. Sie selbst ist nicht genießbar, nur ihre Eier sind schmackhaft.

Um die zum Schildpatt nöthigen Tafeln zu bekom-

men, bähnt man den Rückenschild über Kohlen und nimmt sie dann ab, worauf man sie, wenn man sie dicker haben will, in kochend Wasser taucht und zwischen Metallplatten auf einander preßt. Am schönsten soll das Schildpatt sein, wenn man es von der lebendigen Schildkröte abnimmt. Das Schildpatt läßt sich fast ganz wie Horn bearbeiten, und nimmt eine sehr schöne Politur an.

Der Pelzhändler.

(Fortsetzung.)

II.

Bei den Quellen der Platte vertheilte der Capitän Sablette seinen Trupp in mehrere Abtheilungen, die die

Hauptzuflüsse ausbeuten sollten. Ehe die Trapper sich jedoch zerstreuten, machte er im Stillen mehrere Löcher, in denen er die Munition und die Bagage, deren diese nicht nothwendig bedurften, niederlegte. Diese Löcher, welche mit Gras und Gesträuch bedeckt waren, sind die einzigen Entrepôts in der Gegend. Auch die Wilden haben keine anderen Magazine für die Pelzwaaren, mit denen sie handeln. Die Kunst, diese Silos unsichtbar zu machen, haben die Trapper so weit gebracht, daß es den Schwarzfüßen, gebornen Spionen, nur selten gelingt, sie aufzuspüren. Es genügte jedoch nicht, sich bloß der Bagage zu entledigen, man mußte sich auch mit Mundvorrath für die Zeit des Biberfangs versehen. Capitän Sablette ordnete eine große Büffeljagd an, ehe man sich trennte. Frische Fußspuren deuteten auf die Nähe einer Heerde; der ganze Trupp machte einen Umweg, um ihr entgegenzukommen und sie am Ufer eines Flusses zu erwarten, über den sie schwimmen mußte.

Große Staubwolken, ein starker Bismarckgeruch und das eigenthümliche Krachen, das der Galopp der Büffel hervorbringt, kündigten ihr baldiges Herannahen an. Es waren ungefähr fünf tausend, welche eine compacte Masse bildeten. Der Trupp reichte sich im Halbkreise umher, während die berittenen Trapper sich auf die Heerde losstürzten, in deren Mitte sie sich zu verlieren schienen. Sie erschienen jedoch alsbald wieder, ungefähr hundert Büffel vor sich hertreibend, welche sie von der übrigen Heerde abgetrennt hatten. Nun begann ein Gewirr, von dem man sich keine Idee machen kann: Schuß auf Schuß vermischte sich mit dem wilden Schrei der Jäger, dem Gebrüll der Büffel und dem Gewieher der Pferde. Endlich, als der Lärm etwas nachließ, Staub und Rauch sich gelegt hatten, konnte man die Ebene mit todten oder verendenden Büffeln bedeckt sehen. Man nahm nur die Zunge und die Leber der Stiere; die Kalber wurden jedoch ganz zer schnitten. Zuletzt sammelte man das Mark von den vier großen Knochen, das als eine der besten Speisen der Wüste gilt. Alles wurde gefalzen, auf Maulesel geladen, und jeder Trupp begab sich nun nach dem ihm bestimmten Territorium.

David's Trupp stand unter Peters Befehl und begab sich nach der Pferdeprairie. Socco, welcher sich beinahe ganz von seinen Wunden erholt hatte, folgte ihnen. Am ersten Tage begegneten sie in einem Thale einem hertenlosen Pferde, dessen sich der Kansas bemächtigte. David forberte ihn auf, wieder zu seinem Stamme zu stoßen. „Bist Du meiner müde?“ fragte Socco ernst. „Keineswegs,“ versetzte David; „aber es ist gewiß unter den Dingen ein Wesen, dessen Abwesenheit Dich schmerzt.“ Socco's Augen bligten. „Ich habe eine Schwester, welche schön, gut und klug, wie der Biber ist.“ — „Warum eilst Du nicht zu ihr?“ Socco schwieg einen Augenblick. „Mein Bruder hat seine Trappen noch nie in das Wasser geworfen, und ich will sein Lehrer sein,“ sagte er endlich. — „Ich danke Dir; Andere werden mich lehren, was ich nicht weiß. Kehre zu Deiner Schwester zurück und beruhige sie über Dein Schicksal.“ — „Socco thut, was er sich vorgenommen,“ sagte der Wilde kurz. David theilte gelegentlich diesen Entschluß seinem Freunde Peter mit. „Du bist auf eine gute Natur gestoßen,“ sagte der Trapper. „Kannst Gott danken, denn die Rothhäute sind ganz gut oder ganz schlecht.“ Die Bande, welche Peter commandirte, war indeß bei den Zuflüssen angekommen und bereitete sich auf die Operationen des Biberfangs vor. Die

Blänker entdeckten Bismarckthiere, welche man gewöhnlich nur an den Grenzen des Territoriums der Biber findet; Alles deutete auf einen guten Fang, als Einer von dem Vortrab im Galopp herbeigesprengt kam und „Pfähle! Pfähle!“ rief.

Pierre eilte an Ort und Stelle, und sah wirklich Baumäste im Schlamm stecken, was darauf deutete, daß bereits andere Trapper diesen Weg eingeschlagen. Alles bestätigte bald diese erste Entdeckung; je weiter sie vordrangen, überall fand man die Hütten der Biber leer und gewahrte noch die Spuren frisch geschlagener Lager. Peter sah, daß wenn er dieselbe Richtung einschlug, er leicht in den Fall kommen könnte, gar keine Beute zurückzubringen. Er änderte deshalb plötzlich seinen Schlachtenplan und wandte sich nach dem Schlangenfluß. Unglücklicher Weise war die Route, die er einschlagen mußte, lang und anstrengend; die Pferde waren zuletzt so erschöpft, daß sie kaum mehr gehen konnten, und obendrein fehlte es an Lebensmitteln und Wasser. Man tödtete einen Maulesel, dann einen zweiten, in der Hoffnung, doch endlich auf ein minder ödes Terrain zu stoßen. Aber das Gebirg wurde immer unfruchtbarer. Endlich machte der Trupp halb todt auf einem Plateau Halt, von wo aus man nur die Aussicht auf eine sich über einander thürmende Hügelkette hatte, und die von Hunger, Durst und Anstrengung erschöpften Trapper streckten sich in stummer Verzweiflung auf dem steinigten Boden aus. Peter sogar hatte allen Muth verloren. Socco allein stand aufrecht da, die Blicke auf den Horizont gerichtet. Endlich näherte er sich dem alten Trapper. „Siehst mein Bruder nicht dort unten einen blauen Dunst, der sich zwischen zwei Felsenspitzen erhebt?“ fragte er. — „Nun?“ antwortete Peter. — „Nun!“ versetzte der Kansas, „dort, wo sich ein Dunst erhebt, ist ein Wasser, und wo es Wasser gibt, gibt es auch Wälden und Büffel.“ Der Trapper schüttelte ungläubig den Kopf. — „Mein weißer Bruder gebe mir das Pferd, das am wenigsten müde, und eine Flinte; ehe die Nacht einbricht, bringe ich gute Nachricht.“ Peter gab ihm, was er verlangte, und der Kansas war ehestens verschwunden.

Nach wenigen Stunden brachte er einen Damhirsch, der quer über dem Hals seines Pferdes lag, und einen Schlauch voll mit Wasser. Bei diesem Anblick stießen die Trapper einen Freudenschrei aus. Man zündete ein Feuer von getrocknetem Wermuth an; der Damhirsch wurde gebraten und war in einem Augenblick verzehrt. Socco erzählte darauf, wie er zur Linken ein so breites Thal gefunden, daß man es für das ausgetrocknete Bett eines wilden Stromes halten sollte; an einzelnen Stellen sei es mit einem seltenen und feinen Grase bewachsen gewesen. Sobald der Trupp ausgeruht, schlugen die Trapper den Weg nach dem von dem Kansas entdeckten Thale ein. Dort campirten sie noch am selben Abend und stiegen am andern Tage von der Hochebene herab. Socco, dem man wieder das beste Pferd und die beste Flinte anvertraut, erschien am Abend mit zwei wolligen Schafen, die das Nachtessen lieferten. Dies dauerte mehrere Tage so fort; er allein versah die Carawane mit Speise. Endlich am zehnten Tage entdeckten sie die Ebene.

Die Nacht war angebrochen, aber die Trapper hatten so große Eile, den Fluß wieder zu erreichen, daß sie den Sonnenaufgang nicht erwarteten, sondern in der Dunkelheit ihren Weg fortsetzten, und mit der sorglosesten Heiterkeit plauderten, als plötzlich ein furchtbarer Schrei ihre Schritte

hemmte. Sie wandten sich um und sahen Socko, der mit der ganzen Schnelligkeit seines Pferdes auf sie zuritt. „Zum Teufel mit dem Kansas!“ sagte Peter, weiter reitend. David aber hielt sein Pferd an. „Zurück, wenn Euch Euer Leben lieb ist!“ rief Socko, der eben zu ihnen stieß; „Ihr seid an der Tiefe des Abgrundes der Lavaebene!“ — „Wär' es möglich?“ rief Peter. — „Seht!“ Er erhob eine Fackel von Rinde, die er in der Hand hielt, und die Trapper fuhren mit einem Schrei zurück. Einige Schritte vor ihnen gähnte ein Abgrund, der die Ebene zum dritten Theile ihrer Ausdehnung begrenzte.

„Beim Himmel, ohne die Rothhaut wären wir jetzt Alle im Reich des großen Geistes!“ sagte Peter verdutzt. — „Meine Brüder mögen an den Fuß des Berges zurückkehren,“ versetzte Socko; „sie werden dort eine Quelle und den Ort zu einem guten Lager finden.“ Er führte sie wirklich an das Ufer eines Flusses, der sich von den Felsen herabstürzte und in einem ungeheuren Bett der Lavaebene verlief. Der Kansas hatte dort zwei zum Abendessen der Carawane bestimmte Antilopen zurückgelassen. Am andern Tage mußte man einen großen Umweg machen, um die Abgründe der Ebene zu vermeiden, und der Trupp erreichte endlich das vom Kranken- und Waldfluß bespülte Jagdrevier.

III.

Die großen Dienste, welche Socko leistete, hatten ihm die Zuneigung aller Gefährten Davids gesichert; man gab ihm die vollständige Kriegsrüstung eines freien Trappers, nebst dem stärksten Pferde und der besten Flinte, und trug ihm auf, das Lager mit Mundvorrath zu versehen. Eines Abends kehrte er später denn gewöhnlich zurück, und ermahnte Peter, auf der Hut zu sein. Er hatte einer Herde wilder Hunde begegnet, welche gewöhnlich dem Lager der Rothhäute folgen, und ihre Gegenwart schien die Nähe eines indianischen Trupps anzukündigen. Die Trapper versprachen seinem Wink zu folgen. Socko verließ sie frühzeitig am andern Morgen; als jedoch der Abend einbrach, erschien er nicht wieder. Die Trapper, dadurch beunruhigt, erwarteten ihn bis tief in die Nacht hinein; endlich vom Schlafe übermannt, legten sie sich nieder und nahmen sich vor, am andern Tage Käufer nach ihm auszusenden. David, der dies Mal zur Wache gehörte, blieb auf. Die Pferde waren an Pfähle gebunden, wie Socko am Morgen anempfohlen; das Feuer, um das man zu Nacht gespeist, warf kaum noch ein schwaches Licht auf die Umgebung, und der junge Amerikaner, der mit dem Schlafe kämpfte, warf verwirrte Blicke um sich her. Plötzlich fielen sie auf zwei Elennhirsche, die in das Lager gedrungen waren und ruhig neben den Pferden weideten. Er wollte auf sie schießen; das Geräusch, das er machte, schreckte jedoch die beiden Thiere, welche augenblicklich verschwunden waren. David glaubte bemerkt zu haben, daß Beide, als sie flohen, sich ausgerichtet; er dachte jedoch, der Schlaf, gegen den er mit so großer Mühe ankämpfte, sei vielleicht an dieser Hellschere schuld, und seine Flinte wieder auf die Erde stellend, ließ er den Kopf auf die Kniee herabsinken. Er begann das Bewußtsein zu verlieren, als ein furchtbares Geschrei an seine Ohren drang. Er sprang auf; zehn Schüsse erschollen zu gleicher Zeit, und die Pelzmütze, die er auf dem Kopfe trug, fiel herab.

Bei dem ersten Schrei waren die Pferde, denen man die Halfterriemen abgeschnitten, erschrocken davon gesprun-

gen. Die Trapper kamen im Augenblick herbei, als Ramsay, von mehreren Wilden angegriffen, seine Flinte gegen sie zu verteidigen suchte. Die Schwarzfüße entflohen, bargen sich jedoch hinter Farnen, von wo sie noch lange herüberschoßen. Bald kamen die, welche die Pferde verfolgt hatten, im Galopp zurück und griffen das Lager an. Die Trapper ritten bis zum Flusse, über den sie schwimmend setzten, und verschanzten sich auf der nächsten Insel, zwei jedoch von ihnen fielen tödtlich getroffen.

So Herr des Lagers, zündeten die Schwarzfüße die Feuer an und begannen mit großem Freudengeschrei darum zu tanzen. Wir werden die Verwirrung und den Schmerz der Trapper nicht zu schildern suchen, es war ein unerseßlicher Verlust. Der Pferde, Bagage und Munition beraubt, wie sollten sie auch nur das Lager des Capitän Sablette erreichen? Sie waren von Feinden umgeben, ohne Mittel zur Flucht oder zum Widerstand, und ihr Untergang beinahe gewiß. Erst gegen Morgen wurde die Aufmerksamkeit der Trapper durch den Galopp eines Pferdes am Ufer des Flusses von diesen düsteren Betrachtungen abgelenkt. Bald gewahrten sie einen Wilden, der auf die Insel zuschwamm, und Peter wollte bereits die Flinte auf ihn richten, als Ramsay Socko erkannte. Der Kansas kam von dem Lager, wo er das Feuer erloschen und die Leichname der beiden Trapper gefunden; er hatte Alles alsbald geahnt. Der Trupp der Schwarzfüße, welche die Weißen angegriffen, war derselbe, welcher ihn am Tage vorher verhindert, das Lager zu erreichen. Er brachte einen Elennhirsch, den man kochen ließ, und hörte lautlos auf die Klagen der Trapper. Als diese jedoch einigen Muth gefaßt, fragte er sie, „ob sie ihre Bagage, ihre Munition, ihre Trappen und ihre Pferde wieder haben wollten?“ — „Wie das?“ riefen die Trapper. „Nichts leichter,“ sagte Socko. „Ihr könnt die Schwarzfüße nicht allein angreifen, denn sie sind sehr zahlreich; aber es ist eine Bande Nez-Percees in der Nähe, die nichts weiter wünscht, als an einer Expedition gegen die Feinde Theil zu nehmen. Ich kenne überdies den Häuptling. Er ist ein tapferer Mann.“ Peter und seine Genossen nahmen das Anerbieten mit Freuden an, denn ihr Unmuth war so hoch gestiegen, daß sie sich selbst mit Gefahr ihres Lebens rächen wollten. Sie verließen deshalb sogleich die Insel, und wandten ihre Schritte nach dem Lager der Nez-Percees. Dies war ungefähr fünf Meilen entfernt, in einem kleinen Schlupfhasen des Krankenflusses. Der Häuptling des Stammes, der Wolfsauge hieß, empfing sie mit offener Herzlichkeit. Socko erzählte ihm, was geschehen, und fragte, ob er den Trappern nicht die Schwarzfüße angreifen helfen wollte. Das Wolfsauge befragte die Alten, und nach einer langen Berathung entschied man sich für den gemeinschaftlichen Kampf; aber man erklärte zugleich, daß man bis zur Nacht warten müsse. Man schickte jedoch Plänkler aus, um die Spur der Schwarzfüße zu verfolgen und den Ort ihres Lagers kennen zu lernen. Sie kehrten am Abend zurück und brachten die gewünschte Kunde. Die beiden Trupps verabredeten nun ihren Angriffsplan, bewaffneten sich in der Stille und setzten sich auf zwei verschiedenen Wegen in Bewegung. Gegen Mitternacht kamen sie bei dem Lager der Schwarzfüße an. Alles war still, und einige Krieger von den Nez-Percees hatten sich bereits zu den Piquets herangeschlichen, um die Pferde loszubinden, als ein Hund anschlug. Die Indianer waren alsbald auf den Beinen; Peter jedoch und seine Bande hatten sich mit dem Messer in der Hand in das Lager gestürzt

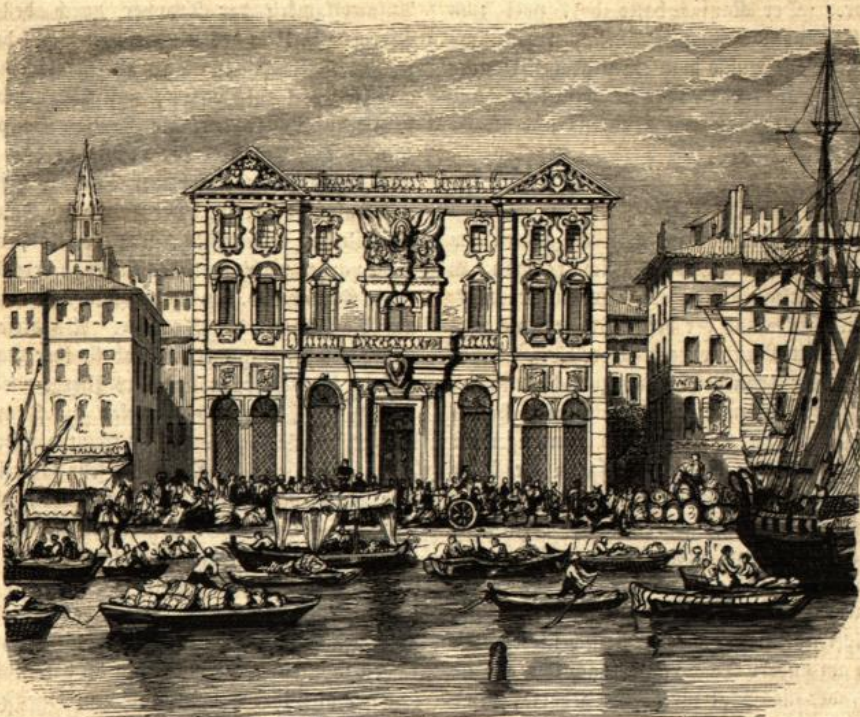
und megesten Alles nieder, was ihnen vor die Klinge kam. Die Schwarzfüße wollten fliehen; sie fielen jedoch in die Hände der Nez-Berces, die ein Duzend tödteten; die, welche fliehen konnten, retteten sich schwimmend.

(Schluß folgt.)

Marseille.

Die alte Phokäerstadt, welche, dem Charakter ihrer Gründer treu, ihre Schiffe nach allen Theilen der Welt sendet, macht den imposantesten Eindruck vom Meere aus. Zwischen der Citadelle St. Nicolas und dem Fort St. Jean fährt man in den alten Hafen, ein langes, schmales, rings von Quais und Häusern eingefasstes Becken, tief genug für die größten Schiffe und in seiner Lage vollkom-

men gesichert gegen die wildesten Stürme. Wenn man sich die Umgebungen wegdenkt, so hat es eine Aehnlichkeit mit dem goldenen Horn von Constantinopel. Große fünf- bis sechsstöckige Häuser von grauer Farbe und unzähligen Fenstern blicken auf das Gewühl im Hafen, in dem es ungemein lebhaft zugeht: in langen Reihen liegen die Schiffe aller Nationen und jedes bietet ein besonderes Bild. Das ganze Leben in Marseille concentrirt sich auf die Straßen und die Hafenquais; an der Cannebière (der Hauptstraße) sind die schönsten Läden und Magazine, die ersten Gasthöfe, die prächtigsten Kaffees, und wenn man hier umherschlendert, ist man sicher, nach und nach sämtlichen Fremden zu begegnen, die sich in Marseille aufhalten. Die Altstadt hat meist schlechte, enge, dagegen die Neustadt (le beau quartier) schöne, breite und gerade Straßen. Die Dächer sind platt und mit Orange-rien geschmückt. Ueberall gemahnt es uns an die Nähe



Stadthaus in Marseille.

Italiens. Einen besondern Reiz gewährt es überdies der Stadt, daß viele Straßen mit Bäumen bepflanzt sind; jene werden, wie in der Hauptstadt, Boulevards genannt, ohne jemals Wälle gewesen zu sein. Die Stadt verbindet das großartige Treiben einer Seestadt mit dem eleganten Leben einer Binnenstadt. Marseille hat, das Hafenleben abgerechnet, viel Aehnlichkeit mit Brüssel. Seine Kaffees, Läden, Spaziergänge sind hier wie dort nach pariser Modellen eingerichtet. Auf der andern Seite herrscht hier, wie in allen Seehäfen, ein unaussprechlicher Parfüm, ein Gemisch von allen Gerüchen, dessen Hauptbestandtheil die Ausdünstung des hier fast stillstehenden Seewassers bildet.

Unter den zahlreichen Plätzen zeichnet sich die Place nouvelle mit vier Springbrunnen aus, unter den Kirchen die Kathedrale, einst ein Neptunstempel, von dem noch

Säulen übrig sind; unter den vierzehn Hospitälern das Hotel de Dieu und unter den öffentlichen Gebäuden das Stadthaus mit Börse, in dessen unterem Stockwerk sich das alte Arsenal befindet. — Marseilles Fabrikwesen ist außerordentlich bedeutend: vorzüglich die Seifenfabrikation wird im großartigsten Maßstabe betrieben (75 Fabriken liefern jährlich 600,000 Centner Seife). Nach allen Theilen der Erde gehen die Schiffe aus diesem Hafen, in welchen jährlich gegen 8000 einlaufen. Namentlich ist der Verkehr mit den Küstenländern des Mittelmeers, der Levante und Afrikas sehr bedeutend.

Die an den Berg hufeisenförmig hinangebaute Stadt hat mehr als 5000 blendendweiße Landhäuser, die ungemein malerisch zwischen den hellgrünen Oliven- und Mandelbäumen liegen.